Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 96 (1976)

Artikel: Ein Venezolaner bei Lavater
Autor: Ulrich, Conrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985449

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CONRAD ULRICH

Ein Venezolaner bei Lavater

In den «Herzenserleichterungen» (1784), wo er sich an «fremde Durchreisende» wendet, und in Briefen findet Lavater für Freude und Ehre, aber auch für Belastung, ja Belästigung, die die zahllosen Besucher oft für ihn sind, beredte Worte. Ganz seiner Anweisung entsprechend, «nicht unangemeldet zu kommen», wird ihm durch einen nicht mehr identifizierbaren Herrn Spach für den 5. September 1788 ein Venezolaner, Francisco de Miranda, empfohlen. Der weltläufige Fremde, der sich selbst «hérétique» nennt, sucht in Lavater den berühmten Mann, den Physiognomiker und nicht den Seelsorger, insbesondere, da er sich zu dieser Zeit wohl in der ausgeglichensten Phase seines turbulenten Lebens befindet. Miranda wurde in dem, nach Humboldt zu urteilen, sehr spanisch-europäischen Caracas 1750 als Angehöriger der kreolischen Oberschicht geboren und durchging eine militärische Ausbildung in Madrid. Mit 20 Jahren ist er Hauptmann, nimmt Dienste in Nordafrika und bald in Nordamerika, ein Aufenthalt, der für diesen «Don Quichotte der Freiheit» ungemein wichtig ist: er wird Republikaner und verfolgt ein Leben lang mit den Mitteln des Abenteurers ebenso wie mit denen des grossen Herrn die Loslösung Venezuelas von Spanien, wobei seine Pläne bis zur Utopie gehen, das ganze spanische Amerika zu einem Reich zwischen den Grenzen der Vereinigten Staaten und Feuerland zusammenzufassen. Mit 31 Jahren beginnt er seine grosse Reise durch ganz Europa, die ihn bis an den Hof Katharinas II. und schliesslich 1788 auch in die Schweiz führt. 1792 wird er französischer General und kämpft für die Ideen der Revolution, vor deren Tribunal er sich aber bereits 1793 zu verantworten hat und deren Gefängnisse sich für ihn erst im Januar 1795 wieder öffnen. 1801 aus Frankreich ausgewiesen, sucht er sein Glück wieder in England, dessen Regierung ihm 1806 bei seinem Versuch Venezuela zu befreien, im Stillen unterstützt. Aber noch denkt da höchstens eine verschwindende Minorität an eine Lösung von Spanien, Miranda findet für seine von Nordamerika und Frankreich inspirierten Pläne keine Gefolgschaft und der Versuch scheitert — und muss dies aus den gleichen Gründen nach einem weiteren Aufenthalt in England auch

1812: nach verlorener Schlacht von den eigenen Offizieren verraten, wird er von den Spaniern gefangen gesetzt — während der weit berühmtere Bolivar entfliehen kann — und stirbt 1816 im Gefängnis von Cadix.

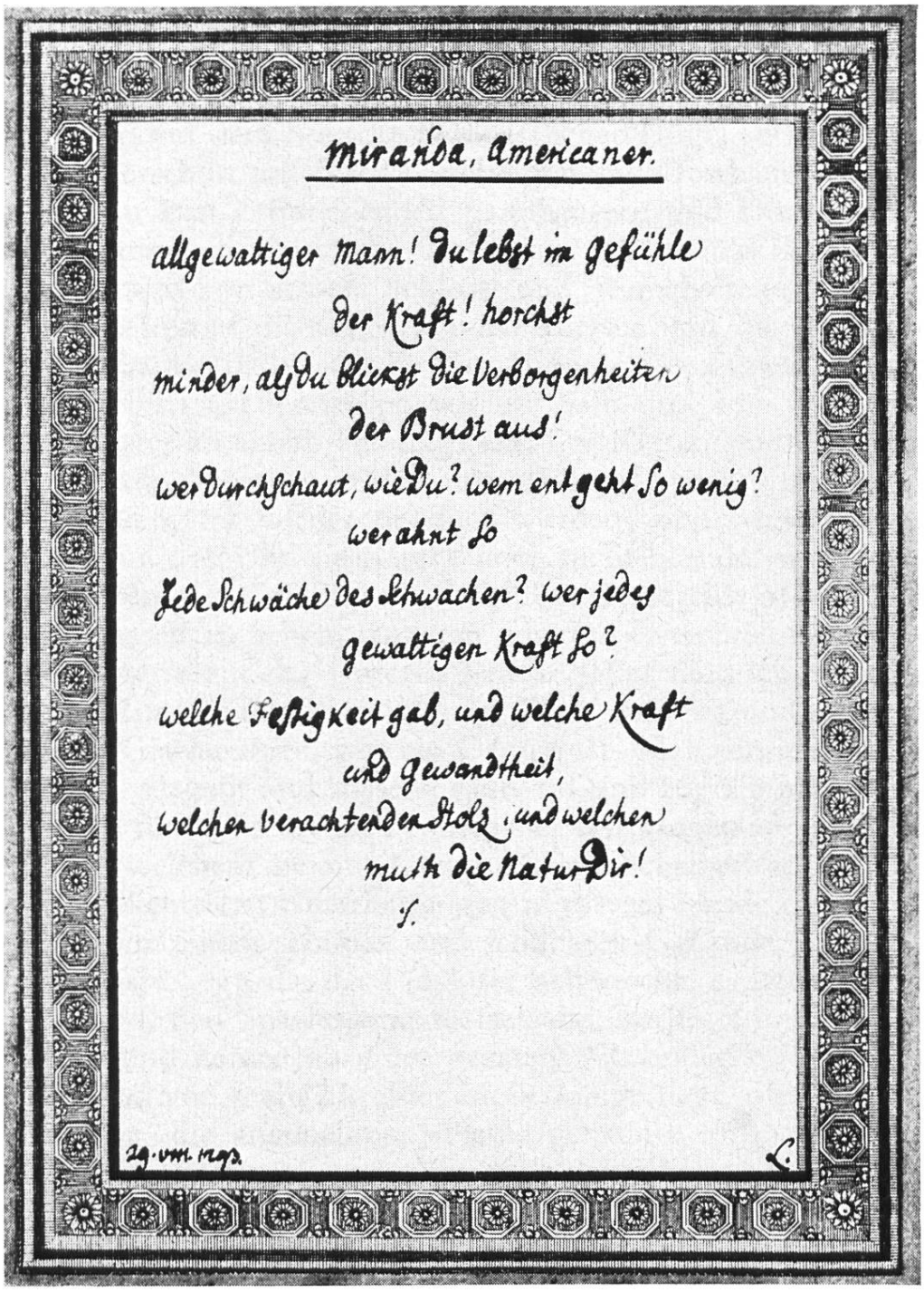
Gebildet, charmant, in den vorrevolutionären Salons und zu Beginn des Umsturzes in Frankreich und ganz Europa ein grosser Verführer (auch eine biedere Schweizer Alm dient als Folie für einen Seitensprung), umgeben von der Aura militärischen Heldentums, in der Oberschicht lebend und doch gegen sie kämpfend, hatte er wohl manches mit der Schizophrenie heutiger Linksintellektueller gemeinsam.

An Zürich interessiert ihn vor allem Johann Caspar Lavater, mit dem er «philosophieren» will; ferner die sozialen Einrichtungen der Stadt, die er mit vorteilhaften Zensuren bedenkt. Das Regiment, welches für einen spanischen Untertan so republikanisch wie möglich war, akzeptiert er eigentlich kritiklos — einzig beim Anblick der zürcherischen Gefangenen, wenn seine heimischen Moralbegriffe und die des zwinglianischen Zürich zu weit auseinandergehen, und da wo er (fälschlich) die französischen «Lettres de Cachet» als Ursache einer Gefangenschaft vermutet, ereifert er sich gegen die Tyrannis, die aber, verglichen mit Madrid, harmlos sei. Prosperität, Sauberkeit und Schlichtheit sprechen ihn an — seine Urteile sind die eines Republikaners, nicht die eines Revolutionärs.

Das Tagebuch ist, dem Temperament des Verfassers entsprechend, in knappen Sätzen, oft nur in gedächtnisstützenden Angaben hingeworfen, die vielleicht einmal zu Memoiren hätten ausgearbeitet werden sollen; der Wechsel von Gegenwarts- und Vergangenheitsform im Erzählen ist durchaus zufällig, und wir haben versucht, diese und andere Spontaneitäten der Notizen auch in der Übertragung zu erhalten. Es lag uns die unpublizierte französische Übersetzung von Herrn G. F. Pardo de Leygonier (Institut d'Etudes Historiques Mirandines, Caracas) vor, dessen Tochter, Frau Isabel Bächi, sie uns freundlich vermittelte, und die spanische Ausgabe, mit welcher Dr. Daniel Bodmer unsere deutsche Übersetzung in dankenswerter Weise kritisch verglichen hat.

In den ersten Septembertagen 1788 ist Miranda vom Tessin her über den Gotthard nach Einsiedeln gereist, übernachtete vom 3. auf den 4. in Richterswil und hat eben für sich, seinen Diener und die beiden Pferde ein gedecktes Schiff für die Fahrt nach Zürich gemietet:

Das vermutlich von Lips angefertigte Porträt Mirandas
(Österreichische Nationalbibliothek, 503, 096-B)



Miranda, Americaner.

allgewaltiger Mann! Du lebst im Gefühle
der Kraft! horchst
minder, als Du blickst die Verborgenheiten
der Brust aus!
wer durchschaut, wie Du? wem entgeht so wenig?
wer ahnt so
Jede Schwäche des Schwachen? wer jedes
gewaltigen Kraft so?
welche Festigkeit gab, und welche Kraft
und Gewandtheit,
welchen verachtenden Stolz, und welchen
muth die Natur Dir!
J.

29. VIII. 1792.

Die Charakteristik Mirandas,
welche Lavater später dem Porträt beifügte
(Standort wie Porträt)

4. September 1788

Um 10 Uhr schiffte ich mich ein und setzte bei schönstem Wetter meine Fahrt auf dem See fort. Die herrlichen Hügel an beiden Ufern sind wunderschön mit ihren Weinbergen und Obstbäumen und den von Zeit zu Zeit auftauchenden Landhäusern und Dörfern. Immer wieder bieten sich malerische Bilder: zur Linken das Dorf Wädenswil, beherrscht von seinem Schloss, und, je mehr man sich Zürich nähert, die immer dichter stehenden Häuser und die den Hintergrund bildende Stadt, welche das Panorama auf ganz besondere Weise abschliesst. Hier treffen wir um halb drei Uhr während des Gottesdienstes an einem Feiertag[1] ein. Die Ketten sind geschlossen, und ein nettes Mädchen erklärt uns, dass diese nicht vor dem Ende des Gottesdienstes wieder geöffnet würden; und so warteten wir eben. Als um drei Uhr die Kirche noch nicht beendet war, liess uns das Mädchen aus Gefälligkeit einfahren. Ohne eine Menschenseele in den Strassen zu sehen, landeten wir und erreichten den Gasthof «zum Schwert» auf der Unteren Brücke. Hier fand ich zum Glück ein gutes Zimmer mit Blick auf den Fluss, den See und die schneebedeckten Glarneralpen, was ein Genuss ist! Man servierte mir eine Mahlzeit — elegant und äusserst sauber. Dann zog ich mich um und ging gegen fünf Uhr auf die Promenade. Wir gingen an einem Stand vorbei, in welchem sie mit Gewehren auf Scheiben schiessen, was eine der beliebtesten Unterhaltungen in diesem Lande ist. Dann begegneten wir einem schönen und schlichten Gebäude, welches auf einer Terrasse liegt, die das Flussufer beherrscht: es ist das Waisenhaus — und, den Spaziergang fortsetzend, verliessen wir die Befestigungen und kamen zu einer grossen Wiesenfläche, bei der eine schöne Allee von mehr als einer Meile Länge liegt, die, dem Flussufer entlang, die angenehme, «Platz» genannte Promenade bildet. Es hat hier viele Leute, und wenn man den Bäumen bis zum Ende entlanggeht, erreicht man den Zusammenfluss von Sihl und Limmat. Andere Wege führen zu einem Pavillon auf einer kleinen Terrasse — und von hier kehrten wir zur Hauptstrasse zurück, wo viele Menschen waren. Ich stellte fest, dass es zur Hauptsache junge, sehr gut gekleidete Frauen waren, dass aber keine Männer sie begleiteten.

---

[1] 4.9.88: der Bettag wurde üblicherweise am 2. Donnerstag im September abgehalten; da der 11.9. St. Felix und Regula und somit Kirchweih war, wurde der Feiertag um eine Woche vorverlegt.

Die Männer sind fast alle schwarz gekleidet[2]. Bezüglich der Damen kann man leider die Feststellung nicht unterlassen, dass sie die frivole und geschmacklose französische Mode auch mitmachen. Von hier aus gingen wir, ausserhalb der Befestigung, zu einer anderen, etwas entfernteren Promenade, welche man das Sihl-Hölzli nennt: kleiner zwar und ohne so schöne, grosse Bäume, ist sie im englischen Stil sehr ansprechend angelegt. Auf dem Rückweg betrat ich den Privatgarten des Herrn Frey[3], welcher auf einem Hügel nahe der Stadt liegt; aber, auch wenn die Lage schön ist, so zeigt die Gartengestaltung doch nur wenig Geschmack. Ich kehrte durch die Sihlporte heim und betrachtete dabei die Befestigung der Stadt: ein Teil ist entsprechend dem ersten vaubanschen System gebaut, wobei allerdings die Courtinen viel kürzer sind und ein immenses Ravelin[4] deckt das Ganze. Dies scheint mir ungewöhnlich und den vorhandenen Verhältnissen nicht angemessen. Ich kam nach Hause und genoss die Aussicht auf den See, der aufs schönste vom Mond beschienen war. — Mein Gastwirt kam, obwohl er Mitglied des souveränen Rates ist, um mich zu fragen, ob es mir an nichts mangle[5].

5. September

Um neun Uhr war ich im Hause des Chorherrn Gessner[6], der mich liebenswürdig empfing; er liess Herrn Scheuchzer[7] kommen, der mir beim Hervornehmen der Münzen aus seiner Sammlung behilf-

---

[2] Die Männer sind des Feiertages wegen schwarz gekleidet.

[3] Das Frey-Gut befindet sich an der Freigutstrasse 31 in der Enge.

[4] Das «immense Ravelin»: die Katz, der bisherige botanische Garten.

[5] Der Gastwirt, welcher auch in anderen Memoiren der Zeit lobend erwähnt wird, ist Rittmeister Anton Ott-Rosenstock, 1748-1800.

[6] Johannes Gessner, 1709–1790, Dr. med., Botaniker, Bruder des 1787 verstorbenen Münzsammlers Johann Jakob Gessner.

[7] Im Original: «Schülzer» (Schüchzer, Scheuchzer) Es handelt sich, wie auch aus den weiteren Erwähnungen hervorgeht, höchst wahrscheinlich um Johannes Scheuchzer, 1738–1817, Dr. med., der das Naturalienkabinett und das Herbarium seines Onkels Johann Jakob, 1672–1733, des berühmtesten Naturwissenschaftlers der Familie, besass und 1789 Bibliothekar der Bürgerbibliothek wurde. Wenn er ihn später als «tesorero» bezeichnet, umschreibt er damit vermutlich die Tätigkeit als Amtmann («Einzieher») des Allerheiligen-Klosters von Schaffhausen.

lich sein sollte, da er selbst ein kränkelnder Achziger ist. Er zeigte mir schweizerische Besonderheiten, und wir unterhielten uns längere Zeit über Naturgeschichte usw. Um 11 Uhr verliess ich ihn, da ich Herrn J. C. Lavater besuchen wollte, der mich auf eine Empfehlung von Herrn Spach um diese Zeit erwartete. Nach einem ungemein freundlichen Abschied von Gessner, der mich seine aussergewöhnliche Güte erkennen liess, und belehrt durch das Gespräch mit ihm, ging ich zu Herrn Lavater, der mich erwartete. Wir unterhielten uns über Camper[8] (der nicht sein Freund ist) und über Hemsterhuis[9], dessen philosophisches Genie er bewundert. Er setzte mir auseinander, dass dasselbe, was Camper durch den Gesichtswinkel zu erklären vorgebe, er selbst aus der von ihm so benannten Senkrechten erkläre — und so sieht man, wie sich die Menschen in ihren Ideen begegnen. Er stellte mir seinen Sohn[10] vor, der eben seine Studien in Göttingen vollendet hat und den er nun nach England schickt. Er empfahl ihn mir, und dann zog ich mich, da es bereits sehr spät geworden war, zurück. Er schlug mir für den Abend um sechs Uhr einen Spaziergang vor, zu dem wir uns verabredeten. Meine Mahlzeit, die ich mir im Zimmer servieren liess, war sehr lecker — und um fünf Uhr bestieg ich einen der Türme der Kirche, die früher Kathedrale war, von wo aus man eine vollständige Sicht über die Stadt und ihre Umgebung, die wirklich sehr ländlich und lieblich ist, geniesst. Dann ging ich in die Kirche, welche nichts besonderes enthält und traf in einem nahegelegenen Saal auf eine Gesellschaft von Dilettanten, die sich zweimal wöchentlich zur Pflege der Musik[11] treffen. Von hier begab ich mich in Lavaters Haus, bei dem sich einige Franzosen aus Paris befanden — was für Fragen und Dummheiten! Eben als sie weggingen, kam eine deutsche Dame, mit der Lavater deutsch sprach, und jemand der Anwesenden hatte die Unverschämtheit, ihm zu sagen, dass Deutsch zu sprechen wohl für ihn recht sei, aber nicht für die andern ... Sofort kam Lavater dar-

---

[8] Petrus Camper, 1722–1789, niederländischer Anatom; nach ihm benannt der Campersche Gesichtswinkel.

[9] Franz Hemsterhuis, 1721–1790, niederländischer Philosoph und Kunsthistoriker.

[10] Heinrich Lavater-Ott, 1786–1819, promovierte 1788 in Göttingen zum Dr.med.

[11] Nach der Besteigung des Grossmünsterturmes und der Besichtigung des Kircheninnern (das Grossmünster war nicht Kathedrale, sondern Kollegiatkirche gewesen) trifft er die «vereinigte Musik-Gesellschaft der grösseren Stadt», welche im Sommer im Saal des Chorherrengebäudes ihre Proben abhielt.

auf zurück und erklärte ihm, dass dies seine Muttersprache sei, die er am besten beherrsche und sich (ihrer deshalb bediene). Der andere hatte nichts mehr zu sagen — und ich ging weg. Lavater begleitete mich vor die Tür und bat mich, ein Porträt von mir anfertigen lassen zu dürfen, was ich nicht ablehnen konnte. Er fragte nach einer passenden Zeit, um den Künstler zu bestellen, und ich nannte ihm sieben Uhr des folgenden Morgens und verabschiedete mich. Anschliessend ging ich allein spazieren, zur Promenade und dann zur Schaffhauser Porte[12] auf der anderen Seite der Stadt. Zwar sind die Strassen schlecht gepflastert, aber sonst: welche Rechtschaffenheit und welcher allgemeine Wohlstand! Kein einziger Armer und niemand, der ohne Unterkunft oder arbeitslos zu sein schiene! Ich ging im Gasthaus vorbei und blieb dann noch etwas auf der Brücke, um mir die Vorübergehenden anzusehen; es sind unter ihnen sehr viele fremde Reisende festzustellen. — Mein Tee und dann schlafen.

6. September

Punkt sieben Uhr kam Lavaters Maler[13] und in weniger als anderthalb Stunden hatte er das Porträt nahezu vollendet. Es ist eine Art von Pastell, ein Fuss hoch, und hinreichend ähnlich. Um 10 Uhr zog ich mich fertig an und ging zum Hause des Sammlers Scheuchzer, der mir einige merkwürdige Stücke aus seinem Kabinett zeigte und mich dann auf die öffentliche Bibliothek[14] begleitete, die in Form eines dreistöckigen, wohlerleuchteten Ovals gut angeordnet ist und 24 000 gute Bände enthält. Jeder Bürger darf diese zu Hause lesen, wenn er eine Quittung[15] über 6 Sous jährlich besitzt. — Unter den Manuskripten befinden sich einige Briefe von der Hand der Lady

---

[12] Schaffhauser-Porte: die Landstrasse von Schaffhausen mündet durch die Niederdorf-Porte (Zentral) in die Stadt ein.
[13] Der Maler ist Johann Heinrich Lips, 1758-1817.
[14] Die Stadtbibliothek befand sich in der Wasserkirche.
[15] Nach zeitgenössischen Angaben war der Bezug von Büchern gratis — die Quittung war die für den entliehenen Band; einen Beitrag leistete der Bezüger der Neujahrsblätter durch die «Stubenhitzen».

Grey[16] an den Theologen Bullinger in Zürich. Sie behandeln religiöse Fragen, und ich bewundere die schöne Schrift und den korrekten Stil. Ferner habe ich die Gesichtsmaske Heinrichs IV. in Gips gesehen, deren Vorlage in Wachs von seinem Gesicht abgenommen worden ist und im Schatz von St. Denis in Paris aufbewahrt wird; ferner befindet sich da eine Totenmaske des berühmten Gessner[17] in Wachs. Mit Freuden sah ich ein gutes Porträt Zwinglis[18], welches Genie und Feingefühl ausstrahlt; er ist einer der weisesten Apostel der Reformation. Schliesslich betrachtete ich Le Roys «Malerische Reise durch Griechenland»[19] und nahm mir Lavaters Werke mit nach Hause, um sie etwas genauer zu durchgehen. Es war etwa ein Uhr, die Zeit heimzukehren, da die Leute hier um zwölf essen. Nach der Mahlzeit versenkte ich mich in die philosophischen und einfallsreichen Betrachtungen Lavaters über die Kunst der Physiognomik, die tatsächlich Geist und Scharfblick beweisen. — Ich habe mir auch das Zeughaus der Stadt angeschaut, welches in zwei älteren Gebäuden[20] untergebracht ist, die sich dafür recht gut eignen, und die wesentlich grösser als die von Strassburg sind. Es finden sich hier gut 30 000 Gewehre und 200 grosse und kleine bronzene Kanonen auf Laffetten, die grösstenteils aus Strassburger Giesshütten[21] stammen; ferner Partisanen und alte Rüstungen. Als besonderes Stück zeigte man mir die Armbrust Tells, mit der er den Apfel vom Kopf seines Buben geschossen haben soll. Unter der alten Munition fielen mir einige Bomben auf, die eine länglich-elliptische Form haben und von denen ich mir nicht vorzustellen vermag, wie sie eine regelmässige Flugbahn einhalten können. Schliesslich hat es schön verzierte Zelte für ein ganzes Lager, und es scheint mir, dass es sich wohl um das beste Schweizer Zeughaus handle. Um sechs Uhr ging ich in Lavaters Haus; er hatte mich zu einem Spaziergang eingeladen, aber, kaum hatten wir unsere Diskussion

---

[16] Joan Grey, 1537–1554, Gegenkönigin von Maria der Blutigen; ihre Briefe an Heinrich Bullinger, 1504 bis 1575, den Nachfolger Zwinglis, wurden allen Fremden gezeigt.

[17] Die Gesichtsmasken befinden sich heute in der Handschriftenabteilung.

[18] Das Porträt Zwinglis von Hans Asper in der Zentralbibliothek.

[19] Le Roys Werk ist nicht mehr in den Beständen der Zentralbibliothek.

[20] Das Zeughaus in Gassen und der Feldhof, an dessen Stelle heute die Kreditanstalt am Paradeplatz steht.

[21] Die Kanonen dürften weitgehend aus den Füsslischen Giesshütten in Zürich stammen.

begonnen, kam eine grosse Gesellschaft von Herren und Damen, von denen einige Engländer waren — und, welcher Zufall! unter ihnen mein Freund Dr. Gardiner[22] aus London. Ich sprach ihn an, und er war ebenfalls sehr überrascht. Tatsache ist, dass wir eben davon gesprochen hatten, dass ich Lavater für seinen Sohn eine Empfehlung an ihn geben wolle. Wir unterhielten uns über unsere Freunde in England und gehen gemeinsam auf den Lindenhof, eine angenehme Promenade mit schöner Aussicht. Hier steht ebenfalls eine Statue von Tell und seinem Sohn mit dem Apfel, die Gardiner und ich mit Gefühlen betrachteten, wie sie einem nur die Freiheit eingeben kann. Schliesslich begleiten wir die Damen ins Gasthaus «zum Raben»[23], wo sie nur bis morgen nachmittags Zimmer haben. Mein Freund Gardiner stellte mich dem Banquier Coutts[24] aus London vor, dessen Familie mit dabei ist, und wir unterhielten uns weiter. Gardiner erzählte mir, dass er den berühmten Fox[25] mit seiner Mätresse vor einigen Tagen in Yverdon gesehen habe. Er bestätigte mir auch, dass der bekannte Gibbon[26] in Lausanne weile, wo er ihn besucht habe, dass aber weder sein Äusseres noch seine Geziertheit mit dem Bild, welches man sich von ihm mache, übereinstimmten. Im Gegenteil, er komme ihm sehr stutzerhaft vor, und wenn er schnupfe, so tue er dies mit den übertriebensten Handbewegungen. Ich verliess ihn, um mich weiter gründlich mit Lavaters Werken zu beschäftigen. Er versprach mir, morgen um sieben Uhr den Tee mit mir zu trinken. Im Bett las ich bis elf Uhr. Was für ein schönes Eckzimmer habe ich doch erhalten mit diesem Blick nach allen Seiten! Es ist erschreckend zu sehen, was für eine Menge von Fremden hier ankommt und weiterreisen muss, weil es keinen Platz für sie gibt....

---

[22] Dr. Gardiner ist leider nicht identifizierbar und scheint, wie übrigens auch Miranda, in Lavaters Fremdenbüchern zu fehlen (R. Pestalozzi, Lavaters Fremdenbücher, Njb. der Gelehrten Gesellschaft 1959).

[23] Gasthaus zum Raben, Hechtplatz 1.

[24] Thomas Coutts, 1735–1822, «Banquier dans le Strand à Londres», wie er sich mit Frau und drei Töchtern in Lavaters Fremdenbuch einträgt. Er war Gönner von Lavaters Freund, dem Maler Johann Heinrich Füssli in London.

[25] Charles Fox, 1749–1806, britischer Staatsmann, reiste mit seiner Begleiterin Elizabeth Cane, die er später heiratete, durch Mitteleuropa und traf am 13. September 1788 in Bern mit Lavater zusammen.

[26] Edward Gibbon, 1737–1794, englischer Historiker und Literat; er verbrachte viele Jahre in Lausanne.

7. September

Mein Freund Gardiner kam zu mir, mit dem ich ein ergiebiges Gespräch hatte, bis er mich um neun verliess, um die Damen, von denen der Arme bedrängt wurde, zu Lavater zu begleiten und nachher zu verreisen. Ich schrieb eifrig an meinem Tagebuch, mit dem ich etwas in Rückstand geraten bin, und blieb dabei bis sechs Uhr abends, als mich die Nachricht meines Freundes Lavater erreichte, dass er mich erwarte. Ich ging zu ihm, und wir hatten kaum unsere Diskussion aufgenommen, als der Landgraf von Hessen Homburg[27] mit seinen beiden Söhnen von 17 und 19 Jahren hereinkam, die soeben ihre Erziehung in Genf abgeschlossen hatten. Der Landgraf scheint ein gebildeter Herr der guten Gesellschaft zu sein, auch wenn sein Äusseres vulgär ist. Wir unterhalten uns über Reisen und Literatur, trinken Tee und begeben uns dann auf die Platzpromenade am Fluss, wo es ziemlich viele Leute hat. Ich sprach mit jemandem aus der Suite des Landgrafen und mit den Söhnen über die Schweiz und Genf im besonderen. Als man sich trennte, bat mich Lavater, ihn zu benachrichtigen, wann ich zu Hause sei, damit er mich morgen besuchen könne. Wir vereinbarten, dass ich frühzeitig meinen Diener sende, und ich kam nach Hause und arbeitete bis 10 Uhr, bevor ich zu Bette ging.

8. September

Es ist fünf Uhr morgens und ich habe die Feder in der Hand, um diese Zeilen zu schreiben. Lavater sandte mir ein Billett und wir vereinbarten uns auf ein Uhr, um nicht durch Besucher unterbrochen zu werden. Um halb zwölf war ich im Rathaus. Da heute eine Ratssitzung stattfindet, an der auch mein Wirt teilnimmt, ist es voller Amtspersonen. Seckelmeister Scheuchzer erwartet mich, um mir im Ratssaal das kürzlich von einem Schweizer gemalte Bild[28] zu zeigen,

---

[27] Es handelt sich um den Landgrafen Friedrich Ludwig Wilhelm Christian von Hessen-Homburg, 1748–1820, mit welchem Lavater befreundet war und dessen Söhne Friedrich Ludwig 1769 und Ludwig Wilhelm 1770 geboren waren.

[28] Es handelt sich wohl um Johann Heinrich Füsslis (1741–1825), Gemälde «Der Rütlischwur», «in tyrannos», welches er 1779–1781 für das Zürcher Rathaus malte und das sich noch da befindet.

welches die Tyrannei darstellt. Die Handlung ist so erhaben und heroisch, dass sie mich auf diesem Bilde kühl dünkt — und doch ist das Gemälde eines Rubens, Raffael oder Rembrandt würdig! — Ich kehrte nach Hause zurück, um bis um ein Uhr zu schreiben und ging dann zu Lavater; wir waren allein, in intensives Gespräch vertieft. Er sagte mir, dass nach seiner Ansicht Friedrich von Preussen nicht mehr als ein aussergewöhnlicher und Washington sogar nur ein recht mittelmässiger Mensch sei. Wir sprachen auch über die Kaiserin[29], und er schenkte mir mit dem Ausdruck herzlichster Freundschaft und Zuneigung zur Erinnerung ein Manuskript und einen Band mit moralischen Maximen auf Deutsch. Schliesslich war es schon gegen drei Uhr und Leute begannen zu ihm zu kommen; ich musste ihn verlassen, um etwas zu essen und meine Arbeit fortzusetzen. Um vier Uhr ging ich aus, zuerst ins Spital[30], welches ein gutes und bequemes Gebäude ist; ich besuchte die Säle, die gut belüftet und sauber sind, wenn auch die Betten etwas zu dicht beieinander stehen — und überall diese verteufelten Matratzen, die sogar im Sommer als Decken dienen. Sonst schien mir alles, auch die Pflege, in Ordnung zu sein. Die Anstalt ist gleichzeitig auch eine Wohltätigkeitsinstitution, welche Arme, Alte und Irre aufnimmt. Es ist bedauerlich, dass das Gebäude nicht grösser ist, um die ganze Anstalt aufzunehmen, sondern dass sie in vier aneinandergrenzende Häuser aufgeteilt ist. Für die Kranken sind 130 Betten vorhanden, von denen heute nur 100 besetzt sind, und für die Armen hat es etwa 400 mehr. Ich besuchte verschiedene Säle und die Küche in einem benachbarten Haus und stellte dabei mit grösster Freude fest, dass sie ebenso in Ordnung waren, so dass ich sagen darf, dass es ein gutes Spital und Armenhaus ist. — Von hier ging ich ins Rathaus, um den grossen Saal zu sehen, in dem sich der suveräne Rat der 200 versammelt: die Bänke sind hier wie in einem Amphitheater angeordnet, aber auf einer Ebene und ohne den geringsten Schmuck. Der Saal des regierenden kleinen Rates der 50 hält sich im gleichen Rahmen. Das Äussere des Gebäudes hat sehr schöne Proportionen; obschon die Verzierungen weder geschmackvoll noch

---

[29] Die Kaiserin: Katharina die Grosse.

[30] Das Spital befand sich im ehemaligen Prediger-Kloster und dessen Umgebung; es hatte 1780–85 eine Reorganisation («Remedur») erfahren und bot Platz für gegen 600 Insassen (Zürcher Spitalgeschichte, 1951) — Es ist zu vermuten, dass er die Plumeaux mit Matratzen verwechselt.

sehr einfallsreich angebracht sind, halte ich es doch wohl für das beste seiner Art in der Schweiz. — Von da ging ich zum Waisenhaus, welches ebenfalls ein hübscher und wohlproportionierter Bau ist, mit einfachen Verzierungen an den Fassaden, einem Garten, in dem die Kinder spielen können und davor einer schönen Terrasse. Wir sahen die Schulzimmer, die Schlafräume, Küchen usw. und fanden alles gut unterhalten und angeordnet. Die Anstalt kann 100 Kinder beherbergen, aber augenblicklich sind nur 93 hier und selten erreichen sie jene Zahl. Wir sahen auch einen sehr schönen Keller für die Weine, die man für den Unterhalt des Unternehmens verkauft[31]. Die Kinder schienen mir gesund und gut gehalten zu sein, und das Ganze hat mir gefallen. Von hier ging ich hinüber ins anstossende Zuchthaus[32], welches ebenso gut eingerichtet ist. Der Bau ist sehr geräumig und für die Bedürfnisse bestens geeignet; er diente früher als Kloster und hat einen höher- und einen tiefergelegenen Teil. Ich besuchte die Arbeitssäle, die Schlafräume, besah mir die Betten und so weiter; die Insassen könnten nicht angenehmer und sauberer untergebracht sein. In einem ordentlichen Einzelzimmer befindet sich ein Bürgermeister von Stein[33], den man vor vier Jahren gefangen genommen hat. Man brachte ihn aus Gründen der Staatsräson hierher, wie das Volk behauptet, welches ihn anklagt, er habe die Stadt an den Kaiser verkaufen wollen. Der Arme ist lebenslänglich verurteilt. In einer Einzelzelle trafen wir ein Mädchen von 16 Jahren, das in seinen Andachtsbüchern las und schwanger war. Unter Tränen berichtete es uns, dass ihm ein junger Mann seines Dorfes die Ehe versprochen habe und sie vollzogen hätte — und dass man es dann wie eine Missetäterin hierher gebracht habe, was sicher die unvernünftigste Tyrannei ist, die sich denken lässt! Und diese Leute halten sich für frei? Kein Volk ohne Philosophie und hohe Bildung vermag seine Freiheit zu bewahren. — Ein Bursche war da, der auf Verlangen seiner Mutter gefangen sass — ganz nach

---

[31] Die Waisenordnung von 1771 — dem Jahr der Eröffnung des neuen Gebäudes (Bahnhofquai 3) — bemerkt dazu, dass die Almosenpfleger zu befinden hätten, «von was für Qualität der Wein für Diensten und auch für Kinder solle gebraucht werden» und «ob Wein zu verkaufen oder anzukaufen nötig sei».

[32] Das Zuchthaus war in den Gebäuden des ehemaligen Klosters Oetenbach untergebracht, welche auf dem Hügel nördlich des Lindenhofes lagen, an dessen Stelle sich heute die Uraniastrasse und die Amtshausbauten befinden.

[33] Johann Conrad Winz, 1723–1788, Stadtvogt von Stein am Rhein, war nach dem sogenannten Steiner-Krieg von 1784 Gefangener in Zürich.

französischem Muster. Schliesslich sahen wir verschiedene gesunde und hübsche Mädchen, von denen die einen hier sind, weil sie Unzucht trieben und die anderen, weil sie ihr Kind abtreiben liessen, um der Schande, mit der die Barbarei sie bedroht, zu entgehen. Und es sind einige alte Weiber wegen leichter Delikte hier usw. Insgesamt befinden sich 30 Männer und 26 Frauen in der Anstalt, die alle wohlgekleidet und beschäftigt sind (besonders die Frauen), so dass es sich, wenn auch um ein tyrannisches, so doch um eines der bestorganisierten Zuchthäuser handelt, die ich gesehen habe. Vergleichen wir nur etwa mit Madrid! — Ich ging heim und schrieb und arbeitete bis 10 Uhr. Die Bevölkerung dieser Stadt soll rund 12 000 Einwohner betragen, die Handel treiben und fleissig sind. Es fielen mir verschiedene Offiziere in Uniform auf, die gelbe, weisse und andersfarbige Kokarden als Abzeichen für ihre Dienste im Ausland oder unter der hiesigen Regierung tragen.

9. September

Auf den Beinen um fünf Uhr und geschrieben bis acht. Dann ging ich meinem Freund Lavater adieu sagen, der mich sehr herzlich empfing. Wir philosophierten noch einige Zeit allein, und dann gab ich seinem Sohn den Brief für meinen Freund Penman[34]. Er sagte mir, dass Charles Fox auch bald hier eintreffen werde und dass es ihm deshalb unendlich leid tue, die Stadt zu verlassen, aber er müsse nach Genf gehen, wohin er seinen Sohn begleitet. Schliesslich verabschiedete ich mich, liess auf neun Uhr die Pferde satteln und verreiste. Wir folgten dem Ufer des Sees auf einem reizvollen Weg, den viele Obstbäume und Landhäuser säumen, was wirklich ein prächtiges und anziehendes Bild ergibt. Nach einer Stunde begannen wir den Albis hinanzureiten und während wir stiegen, entdeckten wir die schönsten Ausblicke. Wir kamen zu einem Gasthaus, welches auf der Passhöhe liegt, und hier sass ich ab und liess die Pferde (zurück). Wir nahmen einen Führer, den uns die anmutige und gute Wirtin empfahl und bestiegen mit ihm die nächstliegende Höhe, welche die Sicht über den ganzen See beherrscht. Es

[34] Penmann: leider nicht feststellbar.

schien, als ob die Stadt Zürich[35] zu unseren Füssen läge, und ferner sieht man die Gletscher des Glarnerlandes, den Zugersee und ins unendliche Land. Da der See ruhig war, wirkte er wie eine Reliefkarte, auf der wir die Berge, Dörfer und Ortschaften, die in grosser Anzahl am Ufer liegen, sich spiegeln sahen. Wir gingen etwas weiter durch ein Tannenwäldchen, das uns mit seiner schattigen Dunkelheit aufnahm, und gleichzeitig liess es uns das liebliche Bild des Sees erblicken: hier las ich «Lycas und Milon» und «Amintas» von Gessner[36]. Wir gingen noch weiter zum Punkt, der etwas höher liegt, der höchste von allen ist, und auf dem sich eine Hochwacht befindet — er wird Schnabelberg genannt. Von hier aus ist der Blick noch vollendeter und weiter: wir sahen den Pilatus und den Rigi ganz deutlich und bis hinüber in die Nähe des St. Gotthard. Vor diesem erhabenen Anblick setzte ich mich mit meinen Idyllen hin: «Damon und Daphne», «Damon und Phillis», der «Zerbrochene Krug» usw. gehören dazu — oh welch' Entzücken ist doch das ländliche Leben!...

Nach wenigen Momenten wird der Unstete diese Aufwallung der Gefühle überwinden und seine Reise mit dem treuen Diener André über Kappel und Zug nach Luzern fortsetzen. Bevor er die Schweiz verlässt, besteigt er noch den Rigi und gelangt über Stans und den Brünig nach dem Berner Oberland und ins Wallis; er findet immer neuen Anlass, sich für die Natur zu begeistern und Land und Leute mit der gleichen kritischen Wachsamkeit zu beobachten und zu beschreiben wie Zürich.

---

[35] Miranda schreibt «Luzern» statt «Zürich»: es handelt sich um ein Versehen, da er vermutlich diesen Tag erst in Luzern ins Tagebuch eintrug.

[36] Salomon Gessner, 1730–1788, Dichter und Maler.